

Seele, und statt dessen trat eine niegefühlte Vollständigkeit ein, und ich beschloß, mich dem Tode getroßt in die Arme zu werfen. Der Richter, ein Katholik, war noch viel gnädiger wie ich, er schied fortwährend und viel Worte und alle Beisitzer an, ihn zu helfen — und die Gefahr wuchs mit jeder Sekunde. Das Straden des Schiffes war furchtbar. Die Kälte war mindestens 7-8 Grad, in seinen Kloden fiel der Schnee herab. Schon wollte ich mich loslösen, um mich zu den Matrosen zu stellen, welche, sich in dem Wästen sicher fühlend, sich dorthin gestürzt hatten, als mit einem schrecklichen Getöse das Waad über Bord zusammenfiel und auch ich mit in den Abgrund gerissen wurde. Ich kam jedoch bald wieder oben und erlegte eine schwimmende leere Tonne zu fassen, die ich kampftroph ergriff und mit der ich fortgeschwamm wurde. Bald hundert Fuß in die Höhe gehoben, lud in den schrecklichen Abgrund gestürzt, machte ich einige Stunden halb benimmungslos fortgetrieben sein, als ich von der Mannschaft, welche sich in einem kleinen Boote gerettet, gefunden und aufgenommen wurde. Endlich, endlich wurde es Morgen, und zu meiner Freude sahen wir Land vor uns; noch eine große Welle und wir wurden an's Ufer geschleudert. Wir wurden nach Gildensbuis gebracht, wo man mir mein Hemd und wollene Unterwäsche, meine einzige Bekleidung, auszog und mich zu Bett legte. Man reichte mir Kaffee und ich verfiel in einen tiefen Schlaf. Als ich endlich erwachte, fühlte ich mich ein wenig ermußt, jedoch folgten mich die entsetzlichen Schmerzen, und ich brüllte laut, denn die besten Schmerzmittel waren abgebraucht, und ich hatte insofern an Gewicht, als am nächsten Tage, nachdem alles war wie gelähmt, wie Füße die aufgehängten Nachmittags kam der Kapitän herein, es war aber nicht mehr der stolze, grobe Kapitän, der er auf dem Schiffe war, sondern er kam zu mir, reichte mir die Hand und freute sich meiner wunderbaren Rettung.

**\* Die Waise.** Die Times schreibt: Das Hochland von Ubehe liegt 200 Meilen südwestlich von Yagoway, etwa 150 Meilen nordnordwestlich von See Nyofo, an dem oberen Stromlauf des Nufit, der dort Nuala heißt. Das Land ist von Bergen umgeben, welche schwer zugänglich sind, wozu noch der Mangel an Lebensmitteln kommt. Ubehe hat bedeutende Silbquellen. Es dehnt sich von 7. Grad nach dem 37. Grad d. N. aus. Es wird von zahlreichen Flüssen bewässert, während die Bergabhänge von riesigen Gneis- und Onkelsteinen bedeckt sind. Die Wähehe treiben viel Viehzucht und Ackerbau. Ueber die Wähehe sagt Burton, welcher zuerst nach Ubehe kam: „Sie sind eine einzige Wüste, aber stark bebaut und herabst. Für Außerer und Wäandern haben sie große Vorteile. Niemand ist je über ihren Ueberfällen. Sie liegen deshalb auch mit allen ihren Nachbarn auf schlechtem Fuße.“ Demals fürchteten sich die Wähehe vor den Barori. Erst zwei Jahre vor dem Zuge Thomons (1879) erfährt man wieder etwas von dem Stamme. Kapitän Elton wurde nördlich von Nyofo-See von den Wächinga belagert. Die Wächinga aber waren in Wirklichkeit Wähehe, und Wächinga war nur ihr Hauptling. Dieser, ein Mann von außerordentlicher Tapferkeit und Energie, brachte sein Volk in die Höhe. Derselbe begnügte sich nicht, den kleinen Hauptling in dem wilden, unfruchtbarsten Berglande zu spielen, sondern beschloß, dem mächtigen Hauptling Moxere das Land Urori zu nehmen. Ueber seine Unternehmungen hatte er despotische Gewalt erlangt. Sie waren bereit, ihm überall hin zu folgen. Die Wähehe überschritten die Südgrenze und griffen die Barori oder Worongo an. Stets waren sie siegreich. Moxere liehte selbst seine Stadt in Brand, trieb seine riesigen Herden davon und flüchtete sich und seine Hufe in das Hochland am Nordende des Nyofo-Sees. Hier verzögerte er sich und widerstand den Wähehe. Um diese Zeit kam Kapitän Elton auf den Kriegsschiffen. Dessen Kanonen lösten Moxere neuen Muth ein. Die Wähehe mußten sich in Unordnung zurückziehen, und ihr Anprall war abgeklungen. Wächinga wurde kurze Zeit darauf von dem Unterhauptsling Mami erwidert. Ein Theil des Stammes ging zurück in die Berge, wo Wächingas Sohn ihr Hauptling wurde. Mami aber begann ein neues Krieg gegen Moxere. Der letztere wurde liberaler geschlagen. Der mächtige Hauptling von Urori, Nyofo und Ubehe mußte nach Uria fliehen, und Mami herrschte unumschränkt von Nyofo und Nyofo bis zum See Nyofo. So lagen die Dinge, als Thomon 1879 im Gebiete der Wähehe anlangte. Die Herrschaft Mamis war indessen nur von kurzer Dauer. 1883 verbündete sich Wächingas Sohn mit Moxere. Mami mußte nach Nivere fliehen und machte mit dem dortigen Häupter gemeinsame Sache. Die Wähehe sind nach dem Urtheile Thomons ein ziemlich gut aussehender Negerstamm, nicht sehr dunkel, von schöner Muskulatur. Bemerkenswerth ist ihr geringes Haarwuchs.

**\* Ein galanter Sohn.** Man schreibt der Zeit. Jg. aus London: Von dem jungen Lord Dudley, der sich dieser Tage verheiratet, wird erzählt, daß er seine Verlobung seiner Mutter in einer besonders zarten Weise mittheilte. Er küßte sie und sagte, er hätte wohl die liebste Dame Englands zum Altar

führen mögen, das aber ginge nicht, da ein Mann nicht seine Mutter betrahen könne; so habe er sich denn entschlossen, Herz und Hand dem Fräulein Gurney anzutragen. Die vermittelnde Lady Dudley ist bekanntlich auch heute noch eine Schönheit ersten Ranges.

**\* Jarter Wink.** Bei Frau v. Bauser, welche die zweite Etage eines Hauses bewohnt, erhebt ein Dienstmagd und überreicht ihr ein hübsch gebundenes Buch, dessen Deckel mit der Aufschrift geziert ist: „Die beste Methode für das Klavierpiel.“ Was heißt denn das?“ ruft Frau v. Bauser erstaunt. „Ich habe das Buch nicht bestellt.“ Weich ich ja, Madamchen, das Buch ist ein Präsent von die Familie Schmidt in die erste Etage; die fam's sich länger mehr mitandern, wie falsch Sie spielen.“

**\* Dem Konstantinunterricht** im Dorfe J. wohnen dann und wann auch Erwachen bei. Neulich handelte es sich um das siebente Gebot. Pfarrer: „Saget mir, Kinder, auf welche verschiedene Weise kann man sich wohl gegen das siebente Gebot: „Du sollst nicht hiehlen verjündigen?“ — (Die Kinder geben ihre Antwort.) — „Du wendest dich der Pfarrer an einen der Erwachen: „Nun, Müller Schmeißer, sagi Ihr uns doch einmal, wie man sich im gewöhnlichen Leben gegen dieses Gebot verhält?“ — „Schritz selber.“ — „Derr Pfarrer, das geht mich nig mehr an — mei Sohn hat jetzt die Mühl!“

**\* Schwere Arbeit.** A. (abgehelt und schweißtreifend ins Wirthshaus zurückkehrend): „So — jetzt hab' ich meinen Hausknecht gelost!“ B.: „Aber Sie wohnen doch gleich um die Ecke — wie konnten Sie da so lange dazu brauchen und sich dabei so erhitzen?“ A.: „Ja ... holten Sie einmal bei meiner Frau den Hausknecht!“

**\* Zu geistreich.** Werdingener: „... Ich kam Ihnen das Mädchen als treu und sehr fleißig empfohlen, muß Ihnen aber gestehen: das Pulver hat sie nicht erfinden!“ — Dame (geistreich): „Das ist mir egal — das bezeuge ich schon selbst!“

**\* Gute Idee.** ... Ja, meine Herren, gute Ideen muß der Mensch haben — das ist die Hauptfrage! Da war ein Schulamter von mir, ein gewisser Schulze — er wurde Chemiker — den hat eine einzige gute Idee zum reichen Manne gemacht! — „Und welche war das?“ — „Er hat 'ne reiche Frau getrahet!“

**\* Ein neues Wort.** Redacteur in der Durchsicht einer eingelauenen Ballade heftigst: „Dovnerwetter, schon wieder ein Poem von diesem Balladenschwengel!“

**\* Deutscher Vergleich.** Bummel (im Körfaal, der von Studenten stark besucht ist): „So viele Kollegen habe ich schon lang' nicht mehr in der Vorlesung gesehen. Das ist ja die reine Kneipe!“

**Wissenschaft. Kunst. Literatur.**

\* **Vilderichs** für das Kunstgewerbe. Seit 1-4. In Monatsheften je 120 M. Verlag von Julius Hoffmann in Stuttgart. Dieses neue Unternehmen hat sich die Aufgabe gestellt, die besten und werthvollsten Kunstgewerbe- und Illustrationen, die namentlich in der modernen Pädagogik und den Zeitschriften des Auslandes erschienen, zusammenzusetzen und dem deutschen Gewerbe zugänglich zu machen. Eine derartige Sammelmappe moderner und origineller Motive bestand bis jetzt nicht und so findet jetzt das immer allgemeiner werdende Streben unserer Zeit, eine für die gegenwärtige Epoche charakteristische Kunst- richtung zu schaffen, im „Vilderichs“ für das Kunstgewerbe, die fruchtigste Unterstützung. Die Gegenstände der ersten englischen, französischen u. Künstler sind hier vereinigt und bieten eine Fülle anziehender und verwendbarer Motive für unser Gewerbe. Es ist an dieser Stelle nicht Raum, um weiter auf die Einzelheiten einzugehen; wir möchten aber doch noch besonders auf die englischen Kompositionen aufmerksam machen, die durch Eigenart der Ideen und glückliche Verwerthung von Naturformen hervorragen.

\* **Zwei sehr ansprechende Reihen** aus dem Verlage von Perthes in Göttingen sind unseren Lesern hierdurch beifens empfohlen: Das **Freuenkünd**, Erzählung aus dem Leben von Steinberg, und **Eddy**, oder **Treu und Handhaft**, Erzählung für Knaben von Reimer. Weitere Erzählung hat den Titel von 1879 und 71 zum Winterlande und schließt den wunderbaren Lebensgang eines durch einen deutschen Offizier getriebenen französischen Ballenknades. Es ist eine von edler, patriotischer Empfindung getragene, der Jugend warm zu empfehlende Darstellung. Die andere Erzählung ist aus dem Englischen übertragen und giebt ebenfalls ein Kinderleben mit seinen Gefahren und seiner wunderbaren Behütung, an welchem Knaben in jüngerem Lebensalter ihre Freude haben werden. Die Ausstattung beider Bücher ist vortrefflich.

Für die Redaction verantwortlich: Hermann Jordan in Halle.

Druck und Verlag von Otto Hendel in Halle a. d. S.

**Unterhaltungsblatt der Saale-Beitung.**

Nr. 221.

Halle a. d. S., Dienstag den 22. September

1891.

**Willenlos.**

Roman von T. Waldheim.

[17]

Es fiel im Schloß auf, daß Reiners, der plündernde, gewissenhafte Reiners, schon vier Tage fort war und noch nichts von sich hatte hören lassen.

Die Zeitung brachte einen Artikel nach dem anderen über die skandalösen Schwindelereien der Dachauer Bank; es hieß, man wolle demnach die Namen der Adligen und der Finanzmänner nennen, welche beihilft seien, und immer noch wußte der Oberst so wenig wie der Baron, ob dieser eine derartige Bloßstellung zu befürchten hatte. Jede Stunde mußte Aufklärung bringen, man verzehrte sich in Unruhe und Ungeduld. Gräfin Beatrice und Agnes lebten uniger als je vorher zusammen. Es herrschte die größte Offenheit unter ihnen, gemeinsam prieten und lobten sie Herrn v. Albrecht und Rosine half dazu mit voller Ueberzeugung.

Noch zögerte die Gräfin Agathe die Schlüssel abzunehmen. Sie selbst sprach mit der Verabsicht, aber der Oberst hatte dervelben angekündigt, daß die Absicht der Gräfin dahin gehe, die Leitung des Hausfalls an Schluß des Monats wieder selbst zu übernehmen, weiter ließ sich vor der Hand nichts thun.

Und Agathe hob mit dem Blick einer giftigen Vatter den Kopf und sagte mit höflicher Verbeugung, aber ungläublich trübsinnig Wuthlos, daß sie jeden Augenblick bereit sei, sich der Frau Gräfin unterzuwerfen, sobald der Herr Baron den Befehl dazu geben werde.

Wenn der Oberst und die Damen gegofft hatten, auf diese Weise Agathe zum Abzuge vom Schloße zu bringen, so sahen sie sich gründlich getäuscht. Der Baron schwieg zu allem; er schien seine Tochter kaum zu sehen, war durchaus höflich, wenn es sich nicht umgehen ließ, von ihr Notiz zu nehmen, beobachtete sie aber heimlich unangenehm. Zu Beatrice's schwerem Herzeleid schien das gute Verhältnis früherer Jahre unwiederbringlich zerfört.

Man lebte freundlich und in bester Form neben einander hin, aber selbst die Brüder standen nicht mehr so herzlich, wie im Anfang, und nur die bestimmte Ueberzeugung des Obersten, daß seine Gegenwart hier sehr nöthig sei, festelte ihn noch an Königeborn.

Agathe ging am vierten Tage nach Reiner's Abreise bleich und unruhig, rahellos den ganzen Tag umher. In der Gefindestube flüsternten die Knechte und Köche höflich; „Er ist auf und davon, sie hat ihm all ihr Erspartes und was sie sonst bekommen, mitgegeben, und nun ist der Bräutigam mit sammt dem Gelde weg.“

Was hier schon als gewiß festgesetzt wurde, kam den Herrschaften einflüsternd nur ganz flüchtig in den Sinn und auch nur, weil Rosine es bestimmt behauptete. Der Oberst dachte zu vornehm, um solchen Krugweh schon Raum zu geben. Argend ein Anfall konnte Reiners verhindern, vielleicht kam er noch in der Nacht.

Aber diese Nacht verging; Agathe saß in brennender Unruhe, ohne sich niederzuliegen, in ihrem Zimmer, horchte in fieberhafter Angst auf den Wägen, der Reiners bringen sollte, — auf seinen Schritt, auf jeden Ton draußen und er kam nicht — er kam immer noch nicht.

Am Nachmittage hielt es der Oberst nicht länger aus, er beredete den Baron, in die Stadt zu fahren, dort konnte man vielleicht von einem der befreundeten Beamten guten Rath hören.

Der Baron stimmte heimlich zu. Er wiederholte immer wieder, als wolle er sich selbst beruhigen: „Ich kam mich auf ihn verlassen wie auf mich selbst. Er wird, fürchte ich, mein Geld gefahrt haben und sucht es jetzt wieder zu bekommen.“

Der Empfang bei dem Landrichter war ein äußerst freundschaftlicher. Der Befehl mußte sofort laufen, den Justizrath und die jüngeren Kollegen einzuladen, das große Ereigniß der

Gemeine des sonst so beliebten Barons zu feiern. Unterdessen stellten die Brüder ihm ihre Besorgniß vor.

Mit Schreden sahen sie dann aber, wie seine Blicke ernst wurden und sein Blick sich verberückte. „Das ist eine sehr schlimme Sache,“ gab er sofort zu und er wolle von Herrn wünscheln, daß des Barons Kapitalien nicht bei diesem Schwindelbistum angelegt seien. Uebrigens erscheine ihm dies Ausbleiben von Reiners sehr auffällig und er wolle lieber gleich einmal an die Polizeidirektion in Wädingen telegraphiren, ob Reiners noch dort sei.

Inzwischen war Wein und ein Ambig besorgt. Herr v. Saar und ein anderer junger Beamter, Affessor Laßberg, erschienen. Man begrüßte sich — das Gespräch kam sofort auf die alle Welt aufregende Bantaffaire und Reiners jurist. Das Telegramm wurde ausgefertigt, Rückantwort sollte hier erwartet werden und unterdes mußte der Baron sich von dem Landrichter und dem Justizrath sagen lassen, daß niemand ihn habe in seinem schrankenlosen Vertrauen zu dem Menschen begreifen können.

Beide Herren erimerten wiederholt an ihre neulich ausgesprochenen Warnungen. Der Baron sah da wie ein geschlagerer Mann, und das Einzige, wozu er sich immer wieder vertrauen, war die Versicherung, daß Reiners ein ehrlicher, vertrauenswürdig Charakter sei.

„Ich fürchte,“ sagte der Justizrath, „Sie werden tüchtig Haare lassen müssen, lieber Freund, und wenn es damit abgeht und Herr Reiners sich wieder einstellt, um Rechenschaft abzulegen über seine Verwaltung, so wollen wir uns alle mit Ihnen freuen.“

„Insofern, das wollten sie,“ nickten die anderen, aber in jedem Gesicht lag der Unglaube.

Der Oberst ging mit Herrn v. Saar zum Medizinalrath, die Berufung der berühmten Dreärzte war durch Gräfin Beatrice geschehen, er sollte ebenfalls kommen und seine Meinung abgeben.

„Und die ist seit langem, daß der Menich, der Reiners, Vater und Tochter in ein Netz von Lug und Trug verwickelt hat!“ bemerkte dieser. „Na, gut, daß es jetzt mit fester Hand gerissen wird. Morgen muß ich meine Patienten im Forsthaus besuchen, da komme ich auf Königeborn vor.“

Als der Oberst zurückkehrte, traf das Kriegertelegramm eben ein.

„Reiners hat nach am 12. d. M. rechtzeitig vierzigtausend Thaler aus dem Dachauer Schwindel- Unternehmen herausgezogen, ist dann mit dem Abendzuge am zwölften nach Köln abgereist.“

„Nach Köln?“ Der Baron sprang mit einem dumpfen Schrei auf. Am Zwölften! Und nach Köln? Heute war der fünfzehnte. Reiners hatte längst das Bestland verlassen und war vermutlich auf dem Wege nach Amerika.

Der Baron legte die Hände vor das Gesicht und stöhnte: „Der Schuft! Der Unbanfaher! Ich habe ihn vom Jungern und Verzweifel errettet! — Ich bitte, Herr Landrichter, telegraphiren Sie sofort nach Amsterdam — London — Wien —“

„Ich werde alles thun, was möglich!“ erwiderte dieser lebhaft.

Man besprach das Nöthigste. Affessor v. Saar ging, die Telegramme zu besorgen.

„Ich fürchte, dies ist erst der Anfang von höchst unliebsamen Entdeckungen,“ meinte der Landrath bekommen.

Das war die Meinung aller, selbst der Baron — aus seinem eigenmächtigen Vertrauen jetzt so hart aufgeschreckt — stimmte angstvoll zu. Es war, als sei es wie Schuppen von seinen Augen gefallen.



„Was soll ich thun? Alle meine Gelder hatte er in Händen, er kann mir alles geraubt haben.“ rief er außer sich.

„Und wie stellen wir das fest? Haben Sie hier nicht irgend einen Menschen, der sich auf die Bücher versteht?“ rief der Oberst.

Herr von Laar schlug vor, den nebenan wohnenden Bantier Reumann um einen seiner tüchtigsten Klemms zu diesem Zweck berufen zu bitten und ließ selbst, als man ihm zustimmte, über die Straße.

Eine große Anfreugung wirkt ansteckend. Jeder der Herren, so sehr sie auch den Baron getadelt, fühlte jetzt Mitleid mit demselben. Er hatte nie trücker und elender ausgesehen, als in dieser Stunde.

„Das Beste“, sagte der Kreisrichter, „wird sein, wir machen die Sache gleich gerichtlich anhängig. Herr v. Laar und der Aktuar können morgen früh kommen und den Thatbestand aufnehmen. Will's Gott, kriegen wir den sauberen Herrn mit jaunt dem Gelde wieder!“

Ganz zerfallen und niedergedrückt langte der Baron zuhause wieder an. Der Oberst war in erster Sorge um ihn. Das allzu weiche, ehrliche Herz des misbräuchlichen Mannes litt tausend Schmerzen um den schändlichen Verrath. Das Geld kam für ihn viel weniger in Frage.

Agathe stand mit blaffen Lippen am Fuß der Treppe, um ihren Gebieter zu empfangen. Sie ahnte das Schlimmste.

„Agathe, Agathe, er ist ein Schurk! Er ist durchgegangen mit allem Gelde!“ rief ihr der Baron klagen entgegen.

Der Oberst sah, wie sie weinte.

„Herr Baron, es ist nicht wahr! Es ist unmöglich!“ stammelte sie und sah aus, als müsse sie im nächsten Augenblick ohnmächtig werden.

„Ach ja, meine gute Agathe, es ist wahr, es ist möglich gemein.“ sagte der Baron.

„Und morgen werden wir sehen, was sonst noch möglich gemein.“ sagte der Oberst.

Agathe antwortete ihm nicht, nicht einmal durch einen ihrer bösen Blicke, sie führte ihren Herrn sadte und schonend die Treppe hinauf, und wie ein krankes Kind stützte dieser sich auf sie und seufzte fast weinend: „Und ich habe ihn lieb gehabt, ich habe ihn vertraut. Ach, ich thöricht, alter Mann!“

Sie führte nur ihm verständliche Tröstungen, Verhigungen. Es sei ja gewiß nicht wahr. — Dabei sah sie aus, als ob sie gleich umfallen müßte. Ihr Gesicht hatte einen Zug äußerster Verzweiflung, aber sie hielt sich tapfer.

Beatrice und Agnes erwarteten die Herren in heiterer Laune. Herr v. Albrecht war gegen Abend gekommen, sie hatten sehr angenehme Stunden mit ihm verlebt.

Die Neuigkeiten, welche die Herren mitbrachten, waren freilich nicht geeignet, sie zu erheitern.

Der Baron hatte sich gleich durch Agathe nach seinem Zimmer führen lassen; im Grunde war dies dem Oberst sehr recht, er konnte rückhaltloser und unbesangener sprechen.

„Er war mein böser Geist — jetzt wird alles anders werden und besser!“ rief Beatrice mit leuchtenden Augen.

Wer konnte es ihr verdenken, daß sie, die Weltfremde, welche nie den Werth des Geldes kennen gelernt hatte, jetzt die von Reiners entworbene große Summe nicht verächtlich, nur froh war, den Verhassten nicht mehr sehen zu müssen. Es lag ja auch auf der Hand, daß ihr Vater jetzt durch die schmerzliche Erfahrung belehrt werden würde. Diese Erfahrungen waren nun freilich der Art, daß der unglückliche Baron, gründlich

aus seiner Indolenz aufgerüttelt, aus einem Entsetzen in das andere fiel.

Herr Müller, der Klemms aus dem Bankhause, ein tüchtiger und klarer Kopf, nahm sich seiner in unerschütterlicher Beständigkeit daselbst nach besten Kräften an, aber er fühlte sich dem landwirthschaftlichen Theile derselben nicht gewachsen — es wurde ihm noch eine Hilfe gegeben.

Gerichtsseitig geschah das Möglichste ebenfalls — vorläufig blieb aber, da eine Habhaftmachung des Verbrechers doch immer zweifelhaft schien, nur zu konstatiren, mit welcher unerschämter Dreistigkeit derselbe den Baron überall betrogen, sich die unerbittlichsten Vortheile zugewendet hatte.

Und nun kamen denn Dinge zu Tage, an welche niemand nur entfernt gedacht. Das Vermögen des Barons bestand, als Herr Reiners vor zwei Jahren kam, außer dem schönen, seit länger arg vernachlässigten Gute aus einem beträchtlichen Baarvermögen. Offenbar benutzte Reiners die erste Zeit, sich zu orientiren und in das Vertrauen des damals plötzlich mehrfachen „Vergiftungsgrüblers“ ausgesetzten Barons zu stellen. Dann kündigte er plötzlich Kapital über Kapital, und richtete ein förmliches Wuchergeschäft auf Königsborn ein. Er hatte, wie sich nun fand, systematisch die Bauern und kleinen Besizer herangezogen, ihnen im Namen des Barons zu unerbittlichen Prozenta und Prozenta das Geld geliehen, dessen sie bedürftig und dem ahnungslosen Herrn unterdessen davon die geringsten Zinsätze berechnete.

Außer dem Gelde, welches Reiners in München erhoben, fehlten noch andere Summen. Er mußte mindestens 70,000 Thaler mitgenommen haben.

Das einsame Königsborn wurde plötzlich der Mittelpunkt des öffentlichen Interesses, wurde zu einer Art Wallfahrtsort für Benachtheiligte und Klagen, die immer neue Mißstände zur Kenntniß brachten. Die Handwerker und Kaufleute im Städtchen waren nicht bezahlet. Größere Vierzehner sandten lange Rechnungen ein, und nach und nach kam dann heraus, daß Herr Reiners sich unter fremdem Namen in der neuen Provinzialbankstadt ein hübsches Haus gekauft, welches er luxuriös und geschmackvoll ausstattete.

Der Herrscher v. Laar hatte die Untersuchung zu führen und that es mit brennendem Eifer. Er brachte seinen Kollegen Laßberg gern mit, und beide Herren wurden von dem Oberst, der ganz anfänglich in der Entwirrung dieser fatalen Angelegenheit, stets als klare, kluge Rathgeber willkommen gegeben.

Der Landrath erschien als Freund, der Aufsicht ebenso, der Medizinalrath kam jetzt auf der Gräfin Wundts täglich, und der Baron drückte ihm, recht abtrottend, die Hand — mehr bewirte es zwischen ihnen nicht. Auch die befreundeten Gutsnachbarn vergaßen den Groll wegen der langen Vernachlässigung über der Reingers und Theilnahme. Alle Welt kam plötzlich wieder, den Baron zu besuchen, und dieser fühlte sich — wie es völlig in seiner Natur lag — durch das ihm so bezeugte Mitleid auf das Tröstlichste beruhrt.

Den Besuchern stand Gräfin Beatrice — die so Vielbesprochene — unerschrocken gesund und als Herrin des Hauses freundlich und liebenswürdig gegenüber. Sie war, besonders in den ersten Tagen, verwirrt, befangen, ein wenig nervös erschienen, aber die Fluth der Besucher, die steten Anträge an sie waren so stark, um sie nicht fortzujagen. Sie bot alle Willenskraft auf, um sich nicht zurückziehen zu müssen, und fand nicht Zeit, sich auf sich selbst zu besinnen.

(Dortf. folgt.)

### Die Geschichte einer Gehaltserhöhung.

Aus dem Magyarischen überseht von B . . .

Der Verwaltungsrath der Centralbank in New-York hatte seine Sitzung beendet.

Die Herren Verwaltungsräthe, wohlbeleibte, glatte, elegant gekleidete Gestalten, wollten eben aufbrechen, um ihre Gattungen zu begleiten, als der Präsident noch einmal das Wort ergriß:

„Bevor ich gehe, möchte ich noch etwas besprechen. Unser Kassirer Herr John Brown — Sie werden ihn vielleicht kennen — hat ein Gesuch an mich gerichtet — wo ist es denn nur? — ich dirre es wohl verloren haben . . .“

„Was will denn dieser Brown?“  
„Eine Gehaltserhöhung. — Väterlich. — Ich würde es nicht einmal erwidern haben, wenn er keine Bitte nicht in so sonderbarer Weise begründet hätte.“  
„Auf welche Weise denn?“

„Er bemerkt, daß sich unser Geschäft von Jahr zu Jahr erweitert, daß immer größere Summen durch seine Hände gingen und daß dadurch auch die Verdienng wachse, der er ausgesetzt sei.“

„Er wünscht, wir möchten ihm mit Rücksicht darauf, keiner so großen Gefahr aussetzen und seinen Gehalt wenigstens insofern erhöhen, daß er sich und seine Familie anständig erhalten könne.“

„Nicht über!“  
„Ich glaube nun, meine Herren, daß kein Grund vorliegt, diese Bitte zu bewilligen. Die mechanische Arbeit weniger Stunden scheint mir durch den gegenwärtigen Gehalt mehr als genügend bezahlt, und wenn dieser Mensch etwa glaubt, daß man die Ehrlichkeit noch besonders belohnen müsse, so wollen wir ihn einfach auf das Strafgesetzbuch aufmerksam machen.“

„Ganz richtig! So ist es!“

Im nächsten Tage fand Herr Brown einen in diesem Sinne abgefaßten Brief auf seinem Schreibtische. Er ließ ihn unbeantwortet und erfüllte seine Obliegenheit nach wie vor eifrig und gewissenhaft.

Nach zwei oder drei Wochen hielt der Verwaltungsrath eine zweite Sitzung ab. Es handelte sich um die möglichst gewinnbringende Anlage des vorhandenen Bargeldbestandes.

Raum war die Sitzung eröffnet, als Brown, ohne auch nur anzuklopfen, eintrat, dem Präsidenten einen Brief übergab und sich dann entfernte. Nach wenigen Augenblicken entstand ein großer Tumult; die Thür des Kassensimmers wurde bestig aufgeschrien und der Präsident rief aufgeregt in Tonen:

„Herr Brown, wenn ich bitten darf . . .“

„Ich komme gleich!“ antwortete Brown ganz ruhig. Er schloß eine Summe aus, trat sie ein, legte ein Friespapier auf's Journal und begab sich in das Beratungskammer.

„Sehn Stimmen erhoben sich zu gleicher Zeit:  
„Was haben Sie da geschrieben?“  
„Was bedeutet das?“  
„Wir verstehen Sie nicht!“  
„Spielen Sie Komödie?“  
Der Präsident läutete.

„Meine Herren, so kommen wir zu keinem Resultate . . . Hören Sie, Brown, Sie schreiben mir, daß in der Kasse nur 967 Dollar 80 Cent vorhanden sind, und daß wir zur Vermeidung einer Zahlungsstockung gleich Bargeld beschaffen müßten!“

„Ganz richtig!“  
„Sie sind wohl verrückt?“  
„Reineswegs; nach dem gelirigen Ausweis befanden sich in der Kasse 29,648 Dollar, das ist Thatfache.“

„Nun und jetzt? Wo ist die Viertelmillion hingekommen? Wir wollten dieselbe doch eincieren.“

„Unmöglich. . . Sie bemerken, daß außer der Viertelmillion noch 20 Cent fehlen . . . Mit diesen bezahlte ich meinen Platz auf der Tramway.“

„Auf der Tramway?“  
„Auf ja doch, ich benutzte die Pferdebahn, um das Geld in Sicherheit zu bringen.“

„In Sicherheit?“  
„Gewiß; ich habe die Viertelmillion befreundet.“

„Verstehen Sie sich; ich bin vollständig rechnungsfähig. Ich wiederhole es, die Viertelmillion ist befreundet. Das Kammerlein hilft nichts. Ich muß Sie von neuem um Baargeld eruchen, der ich sonst in einer Stunde die Zahlungen einzustellen gezwungen wüd.“

Zwei Verwaltungsräthe eilten nachhause, um Geld zu beschaffen. Die Bestürzung war allgemein. Brown allein behielt ruhiges Blut.

„Meine Herren,“ sagte er, „es fällt mir nicht ein, zu entziehen. Wenn Sie mich durch den zweiten Kassirer vertreten lassen wollen, bin ich bereit, Ihnen ausführlicheren Bericht zu erstatten.“

Die Verwaltungsräthe sehten sich und lauschten den Worten Browns mit gespannter Aufmerksamkeit.

Als ich den Brief des Herrn Präsidenten erhalten hatte, sprach Brown, mußte ich einsehen, daß Sie meine Dienste nicht zu schätzen wußten. Sie behandeln mich wie eine Maschine. Ich sagte mir nun folgendes: Zwei Wege stehen dir offen: entweder du bleibst bei deinem Levens in eine Maschine und läßt deine Familie verkommen; oder du machst deinem Glend mit einem Griff ein Ende.“

### Bunte Zeitung.

\* **Schliemann's Schiffbruch.** Ungedruckte Briefe aus Heinrich Schliemann's Nachlaß wird demächst die „Deutsche Meuse“ veröffentlicht. Einem dieser Schreiben entlehnt die Schilderung des Schiffbruchs, den der junge Schliemann im Oktober 1841 erlebte, als er sich von Hamburg aus nach La Guayra (Caracas) einschiffen wollte. Er schreibt zuerst ausführlich von dem mühsamen Sturz, der sie überfallen und fährt dann fort: „Es mochte wohl 10 Uhr gewesen sein, als der Kapitän lieb beide Anker werfen, deren Ketten jedoch in wenigen Sekunden die Zwirnfäden zerrißen, und das Schiff sich plötzlich vor. Es mochte Witternacht sein, als ein furchtbarer Sturz die Gefahr anzeigte. Alle Fenster der Kajüte sprangen entzwei. Ich sprang aus dem Bette und wollte mich antreiben, aber das Wasser drang schon von allen Seiten ein, und ich konnte nur noch mit Lebensgefahr halb nach das Verdeck erreichen. Der Kapitän war mit dem Volke eifrig beschäftigt, die beiden großen Boote flott zu machen. Das erste Boot wurde auf unglückliche Weise auf Steuer-

„Und Sie wußten den bequemeren Weg.“

„So ist es . . . Ich brauchte ja nur meine Hand auszustrecken, um mit einem Schlage reich zu werden. Freilich hätte ich einfaß nach Kanada entziehen können; doch die Luft ist mir dort nicht zutraglich. . . Liebergeben Sie mich nur der Staatsanwaltschaft. . . Ich werde alles gestehen. . . Man wird mich zu 10 Jahren Kerker verurtheilen. Ich will mich auf freilich, damit die Straogezeit verkürzt werde. Das Eisen bin ich übrigens gewöhnt. Nach Abbüßung der Strafe werde ich etwa 50 Jahre alt sein. . . Mit 250,000 Dollar kann ich dann schon irgend etwas beginnen. Auf die Zinsen werde ich freilich verzichten müssen.“

Die Bestürzung des Verwaltungsrathes ist unbeschreiblich. Brown war zweifellos im vollen Besiz seiner Verstandeskräfte.

Der Kassirer fuhr fort:

„Ich schlage Ihnen nun, meine Herren, folgenden Vergleich vor: Ich bin bereit, Ihnen die Hälfte der befreundeten Summe zurückzugeben, wenn Sie sich urkundlich verpflichten, mein Verbrechen nicht anzugehen; ferner schriftlich ihr Bedauern darüber auszusprechen, daß ich freilich auf der Bank geblieben bin und mir in den geleienten Blättern den Dank für meine treuen Dienste auszusprechen.“

Allgemeine Entrüstung — doch vergebens! Einige Verwaltungsräthe wollten sich zwar sträuben, doch wurden sie überstimmt. Das Kompromiß wurde angenommen.

„Wo ist das Geld?“  
„Ich habe es nicht bei mir; Sie müssen sich 24 Stunden gedulden.“

„Über . . .“  
„Ich vertraue Ihnen ja meinerseits ebenfalls; Sie können mich jeder Moment arretriren lassen.“

Damit ging Herr Brown wieder zu seiner Kasse und arbeitete ruhig weiter.

Am nächsten Tage verlammete sich der Verwaltungsrath zu ungewohnt früher Stunde. Bald darauf erwichen Brown.

Wärdevoll nahm er den Revers in Empfang.

„Meinen besten Dank,“ sagte er, „Sie haben mir ein glänzendes Zeugnis ausgehelt. Hier ist das Geld . . .“

Der Präsident öffnete das Paket mit zitternder Hand; er begann die Banknoten zu zählen.

Zu oberst lagen Noten zu 1000 Dollar; im ganzen 100 Stück; die restlichen 25,000 Dollar folgten in kleineren Noten. Doch das Paket war noch nicht erschöpft. Es folgten weitere Tausender, der Zahl nach 100, und noch einmal 25,000 Dollar. Zu allerletzt lag ein 20 Centstück.

„Sie haben ja die Viertelmillion vollständig zurückgestellt!“ rief man.

„Natürlich,“ sagte Brown. „Es fiel mir nicht einmal ein, zu befreundeten. Ich wollte Ihnen nur einen kleinen Wink zu theil werden lassen. Eine Vertrauensstellung muß anfänglich bezahlt werden. . . Das Geld befand sich nicht einmal außerhalb der Bank. Ich hielt es in einem Winkel der Kasse versteckt.“

„Großartig!“  
„Nach allem, was gechehen ist, dürften Sie vielleicht meine Dienste nicht mehr in Anspruch nehmen wollen. . . Gut denn, meine Stellung steht zu Ihrer Disposition.“

Herr Brown ist gegenwärtig Verwaltungsrath bei der Centralbank mit ausreichendem Gehalt.  
Selt ungläublichen Geschichten ereignen sich freilich nur in America. (Besti Hirlap.)

